

Alois Hotschnig

„Ich hab ja auch Zeiten, wo ich grundlos glücklich bin“

Rede anlässlich der Verleihung des Christine Lavant Preises

Im Pfarrhof von Oberdrauburg hat Christine Lavant mir zum ersten Mal in die Augen gesehen, das heißt, ich habe ihr in die Augen gesehen, oder eigentlich nicht ihr, sondern dem Bild, das sich der Maler Werner Berg von ihr gemacht hat. 50 Jahre ist das jetzt her, ich war zwölf.

Ich kenne den Maler, der dieses Bild gemacht hat, sagte der Pfarrer. Und ich kenne die Frau, die es darstellt. Durch Josef Gabruč, den Kärntner Slowenen, kamen nun beide in meine Welt, nach Oberdrauburg im Drautal, wo es für mich bis dahin keine Gedichte und keine Bilder gegeben hatte, zumindest keine, die mich wortwörtlich angesprochen hätten. Er hat mir die *Bettlerschale* in die Hand gelegt und mir daraus vorgelesen. Durch ihn bin ich zum Lesen und damit zum Schreiben gekommen.

Auf dem Umschlag des Buches hat mir Christine Lavant aus großen Holzschnittaugen entgegengesehen.

Das Schauen und das Zuhören standen am Anfang ihres Schreibens, sagt sie: „Da wir nur eine einzige Stube hatten, und ich immer krank und zu Bett war, wickelten sich alle Gespräche vor meinen Ohren ab. Mutter war nämlich für alle anderen eine Art Beichtiger. Das Elend des ganzen Dorfes rann bei ihr zusammen.“ Die Mutter, eine Flickschneiderin, unterhielt sich mit ihren Kunden, die von den Sorgen des Alltags erzählten. Ans Bett gefesselt, konnte die Tochter über einen Spiegel das Geschehen im Nebenraum verfolgen. „Wenn es klopfte, ging meist schon eine schnelle Veränderung in ihrem Gesicht vor“, schreibt sie, „ihre Augen kamen von innen zurück und wurden wach und tapfer. Mit diesen Augen konnte sie dann alles überstehen.“

Durch diese mitgehörten Erzählungen hat ihr eigenes Erzählen begonnen, denke ich, die eigene Erzähl-Fantasie.

Über den Spiegel sah sie ins Leben der anderen, und sah, wie die sich gestärkt und getröstet von der Mutter verabschiedeten. Auf diesem Umweg nahm sie das Leben der anderen in sich auf und holte es sich ins eigene Erleben, ins eigene Leben hinein.

Auch mich hat das Zuhören zum Schreiben gebracht. Zunächst nicht zum Schreiben, sondern zum Weiterdenken dessen, was eben verschwiegen wurde jeweils, wenn wieder einmal ein Gespräch mitten im Wort abbrach und auch nicht wieder aufgenommen wurde danach. Wenn ich unterm Küchentisch den Verwandten und Freunden der Eltern beim Reden zugehört habe. „Tuast schon wieder Redn auflosn“, hieß es dann. Bei mir war es die verschlagene Rede, das Schweigen ringsum, das mich zum Schreiben gebracht hat, zumindest denke ich das. Ich überlegte, wie diese Geschichte weitergehen konnte. Und erst viel später dachte ich darüber nach, warum sie so abrupt zu einem Ende gekommen war.

Indem ich dich höre, indem ich dir zuhöre, schreibe ich mich dir zu. Und Schreiben ist immer auch ein Überschreiben dessen, was war und was ist, und was sein könnte vielleicht.

Nach meiner ersten Begegnung mit den Bildern von Werner Berg in Bleiburg, auf der Heimreise, habe ich diese Landschaft nur noch in den von ihm verwendeten Farben sehen können, in den von ihm gemalten Bildern. Diesen Kipp-Effekt, in dem sich auf einmal der Blick ändert, die Sicht, den verbinde ich auch mit dem Schreiben von Christine Lavant, dieses In die Seele einer Landschaft Schauen, mit Worten, die es bis dahin für mich nicht gegeben hat, diesen Perspektiven-Wechsel – zwischen Innen und Außen, oft innerhalb eines Satzes, einer Bemerkung, von einer Beobachtung, von einem Augen-Blick zum nächsten.

Das lange, geduldige Beobachten, das Christine Lavant als Kind gelernt hat, und das ihr Zeitvertreib war, weil sie bei vielen Spielen der Gleichaltrigen nicht mitmachen konnte: Ihre Seh- und Hör-Schule, ihre Überlebensschule war das Ausgesetzt-Sein, die Entfremdung von Anfang an, die Distanz, aus der heraus ihre Wahrnehmung, ihre Beobachtung der Welt begonnen hat, von ihrem Bett aus, das heißt, vom Bett der Mutter aus, denn ein eigenes Bett hatte sie nicht, dafür war kein Platz. „Manchmal war ich (...) neben Mutters Nähmaschine auf das Fensterbrett gebettet, weil ich ja skrofulös war und viel Sonne bekommen sollte.“

So ist sie schon sehr früh zur Zeugin der Geschehnisse um sich herum geworden und zur wachen Beobachterin. Und hat aus den körperlichen Hemmnissen, aus den Unzulänglichkeiten eine Fähigkeit entwickelt, mit der Außenwelt zu kommunizieren, indem sie begonnen hat, sie zu beschreiben. Das tut sie mit einem besonderen Mitgefühl für die Schwachen, für die Außenseiter und Ausgegrenzten, die sich an den bedrückenden Machtstrukturen von Kirche und Gesellschaft aufreiben. In ihren Erzählungen wird das für mich ganz besonders augenscheinlich, mit glasklarem Blick formuliert sie, radikal und schonungslos, und gerade das schätze ich an ihrer Prosa, diese bedingungslose Darstellung des innersten Ausgesetzt-Seins.

Durch ihre Lyrik war sie bekannt geworden, aber – „muss denn alles ein Gedicht werden?“, schreibt sie in einem Brief, und ein andermal sagt sie, „ich hab ja Prosa auch geschrieben, viel eigentlich, nur ist die nicht bekannt ...“ Zu Lebzeiten blieb vieles unpubliziert, auch aus Furcht davor, was sie in Menschen anrichten würde, die sich in ihren Texten wiederfinden könnten. „Das ist das Schwere, wenn man als Dichter nur aus der Wahrhaftigkeit etwas holen kann, dass man dann Vorgänge bloßlegt und an die Öffentlichkeit bringt, die besser verborgen bleiben“, schreibt sie. Geradezu panisch reagiert sie auf den Vorschlag einer Veröffentlichung ihrer *Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus*, in denen sie ihre Erfahrungen in

der Psychiatrie beschreibt: „Wenn diese Aufzeichnungen nicht aus der Welt geschafft werden, muss ich auch vor der Todesstunde noch zittern.“

Und doch beginnt sie die Fortschreibung dieser *Aufzeichnungen* mit den Worten: „Es gibt Auswege, die leicht und anständig zugleich sind, und die wir dennoch nicht wählen können. Ich meine in diesem Fall das Verschweigen.“

Es gibt Menschen, die bringen einen zum Reden, und es gibt Menschen, die einem die Rede verschlagen – manchmal sind es ein und dieselben – und beiden ist Christine Lavant, wie es scheint, begegnet.

Auch die Begegnung mit Werner Berg war eine Befeuerung für ihr Schreiben – und gleichzeitig auch eine der Ursachen für ihr Verstummen – wenn von Verstummen die Rede sein kann angesichts eines derart umfangreichen Gesamtwerks. Es ist ein Glück, dass auch die zu Lebzeiten hintangehaltene Prosa nun, so viele Jahre nach ihrem Tod, ediert und damit allgemein zugänglich gemacht wurde – Erzählungen, die in ihrer Vielschichtigkeit und Radikalität und in ihrer gesellschaftspolitischen Relevanz immer noch erst zu entdecken sind.

In einem Interview mit dem Österreichischen Rundfunk erzählt Christine Lavant einige Jahre vor ihrem Tod von einem Traum, den sie im Zusammenhang mit ihrem Schreiben gehabt hat.

In diesem Traum steht sie in einer offenen Landschaft, im Raureif dieser Landschaft steht sie mit einem Buch in den Händen, in den „aufgeschlagenen Händen“. Aus dem Buch kommt eine Melodie heraus, „immer auf und ab, nur ein paar Töne, so wie ... wie die Schlangenbeschwörer Flöte spielen. Und ich hab gewusst, wenn ich Noten schreiben könnte und das festhalten würde, dann wüsste ich den Schlüssel zu meinem Innern.“ Aber dann stehen plötzlich drei Männer vor ihr, Kapuzenmänner, und von ihnen erhält sie den Befehl, das Buch fallen zu lassen und mit nackten Händen weiterzugehen.

Wir hingegen halten ihre Bücher in Händen, hören die Melodie daraus und schreiben die Noten mit, so gut wir es eben vermögen. Denn vielleicht lässt sich der Schlüssel ja doch finden, wenn freilich auch nicht zum Innersten von Christine Lavant, so doch immerhin ein Stück weit zu uns selbst.

„Ich hab ja auch Zeiten, wo ich *grundlos glücklich* bin“, schreibt sie einmal an ihren Freund Gerhard Dreesen – und ich danke der Jury und der Internationalen Christine Lavant Gesellschaft für das so *wohl begründete Glück* dieses Augenblicks.